

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	37 (1961-1962)
Heft:	12
 Artikel:	Erlebte Historie. Von Bourbaki zu den Damenvelos
Autor:	Hächler, Emilie
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1073997

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

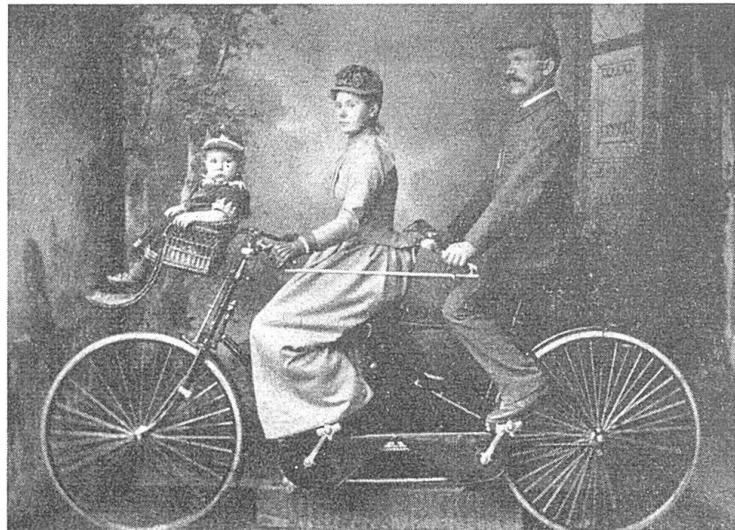
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erlebte Historie

Von BOURBAKI zu den Damenvelos



ERINNERUNGEN VON EMILIE HÄCHLER

Dieses Bild stammt nicht von der Verfasserin. Es zeigt die Entwicklung zum Tandem kurz nach der im folgenden geschilderten Episode. Die Verfasserin besitzt von dem, was sie uns erzählt, keine Aufzeichnungen. Unlängst haben wir gezeigt, wie sich eine Anekdote auf dem Weg vom Solothurnischen in den Thurgau verändern kann. Der folgende Beitrag beweist umgekehrt, wie getreulich wichtige Ereignisse sowie Einzelheiten des Alltags über neunzig Jahre hinweg mündlich überliefert werden können. Angenommen, der Vater der Verfasserin hätte seine Erlebnisse aus der Zeit von 1870—71 statt seiner Tochter seiner Urgroßtochter und diese wiederum statt uns ihrem Urgroßsohn erzählt, so könnte dieser die Geschichte 180 Jahre, nachdem sie passiert ist, als 55jähriger aus zweiter Hand niederschreiben. Das entspricht ungefähr dem Zeitraum vom Befreiungskampf der alten Eidgenossen (1291) bis zu dessen Beschreibung im Weißen Buch zu Sarnen. Damals war die mündliche Überlieferung angesichts des Fehlens schriftlicher Tradition noch viel genauer als heute. So könnte das folgende auch ein Hinweis sein, daß man davon ausgehen darf, das Weiße Buch habe die Ereignisse von 1291, abgesehen von der anekdotischen Ausschmückung, im wesentlichen richtig wiedergegeben.

D. R.

In unserem Aargauer Dorf gab es zwei ausgemachte Waghälse und Großhanse, denn so wurden damals die zwei glücklichen Besitzer der beiden hohen Velozipedes taxiert! Es fehlte nie an Spöttern, wenn sie ihr Vehikel an ein Mäuerchen stellten, um sich von da auf den hohen Sitz zu schwingen, was gar nicht leicht zu bewerkstelligen war. Es mag sie dennoch beglückt haben, die Distanzen schneller als jeder Fußgänger zu überwinden. Vielleicht, daß sie schon von manchem heimlich beneidet wurden.

Das richtige Velo - die grosse Erfindung

Aber dann verschwand das Veloziped mit dem riesigen Vorder- und dem winzigen Hinterrad. Denn nach unendlich vielen Versuchen und auch Fehlschlägen war eine neue Erfindung gelückt: das Velo nach der heute gebräuchlichen Form. Das sah nun weitaus «gattliger» und weniger gefährlich aus. Ja, das war nun der Wunschtraum vieler! Bald gab es auch solche Vehikel bei uns. Der Bauer begrüßte sie zwar weniger, denn, wenn ein Velo nahte, muß-

te er am Anfang sein Gespann am Straßenrand anhalten, damit die Kühe nicht scheutnen. Denn auch diese mußten erst an das Vorbeiflitzen und Geklingel der Fahrräder gewöhnt werden. Aber daß es nun noch extra Damenräder geben sollte, war kaum zu glauben. War denn das nicht zu gewagt und überhaupt auch schicklich für junge Töchter und gesundheitlich nicht gar zum Schaden? Darüber wurde viel diskutiert.

Deshalb war es dann jeweilen eine kleine Sensation, wenn unsere Verwandten auf ihren Fahrrädern zu uns auf Besuch kamen. Dadurch, daß unseren Cousinen als Töchtern eines Arztes das Radfahren gestattet wurde, wurden zugleich all die obigen Fragen aufs beste beantwortet.

Bei dieser Gelegenheit bekamen also die meisten im Dorf zum ersten Mal Damenräder zu sehen. Zu gerne wollten viele – nicht nur Kinder – beobachten, wie solche Damenvélos bestiegen wurden. Denn dahinauf zu gelangen, ohne zu stürzen, schien ein ausgemachtes Kunststück zu sein. Darob müßte zwar heutzutage jeder Knirps lachen, der ja Velo fährt, bevor er einen Schultornister braucht. Aber damals war es etwas so absolut Neues und Ungewohnites. So war es bestimmt auch mit dem Tenue der Velofahrer: ihre rotweiß oder blau-weiß quergestreiften Trikots (Lybli), ihre Kniehosen und Dächlikappen, die eine neue und lebhaftere Note ins übliche Straßenbild brachten.

Das Kleid der Velofahrerin hatte jedenfalls mehr Kopfzerbrechen verursacht, denn zuerst gab es noch keine Schutznetze an den Damenrädern und doch konnten die damaligen weiten und langen Röcke die Fahrerin in eine gefährliche Lage bringen, wenn sie in die Räder gerieten. Ich fand meine Cousinen in ihren frischen weißen Blusen und dem rehbraunen Jupe immer sehr flott. Aber dieser schien jeweils vor der Abfahrt an Weite zu verlieren, indem daran auf geheimnisvolle Weise noch irgend etwas geknöpft wurde. Vielleicht wurde er so zu einer Art Hose, was ich jedoch nicht genau weiß. Heute bildet ja das alles kein Problem mehr.

Die Grossmutter - ängstlich und doch couragiert

Damals, also in den neunziger Jahren, waren diese Besuche der Enkelinnen auch für meine

Großmutter (geboren 1812) ein besonderes Erlebnis und gar nicht etwa nur freudiger Art. Denn es stürzte sie in ärgste Besorgnis um meine Cousinen, bis diese jeweilen durch eine Postkarte ihre glückliche Heimkehr kund taten.

Ja, ein richtiges Wagnis schien ihr das Velofahren zu sein, denn sie selber setzte sich nicht einmal ohne Bangen in unsere altehrwürdige Chaise, wenn sie einmal eine Ausfahrt machen sollte. Da hielt sie sich oft, zum Ergötzen ihrer Töchter, sogar mit beiden Händen fest und vergaß nie dem Knecht zuzurufen: «Phelep, heb ämu au Sorg!» Das war eigentlich eine Beleidigung für den wackeren Philipp, aber der lachte nur dazu auf den Stockzähnen, denn in bald zwanzigjähriger Dienstzeit hatte er seine Meisterin kennen und schätzen gelernt. Und gerade diese ängstliche Großmutter hatte nun so waghalsige Großtöchter!

Aber man denke nun ja nicht, daß sie in jeder Beziehung so zaghaft und zimperlich gewesen sei. Nein, sie war eine couragierte Bäuerin, die sich zu helfen wußte und Haus und Hofmeisterlich betreute.

Und wenn sie sich in ihrer schönen schwarzen Sonntagstracht in die Chaise setzte, sah sie recht stattlich aus. Denn zu dem seidenen «Tschoope» gehörte auch der silberne Trachtenschmuck mit den vierfachen «Göllerchette-li» und den doppelten Filigranrosetten, ebenso das schwarze Samtcoller, auf das mit unzähligen feinen, silbrigen «Chrälleli» und Pailletten Blütenranken gestickt waren, und das ebenfalls handgestickte weißleinene «Mänteli», das noch fein geriffelt war. Dazu trug sie die schwarzseidene «Chilehube» mit Spitzen und Bändern, die man heute noch bewundern kann. Mäntel trug man über die Tracht nicht, dagegen einen mächtigen Châle, ein schwarzes Vierdecktuch, in die Diagonale gelegt, also als Dreiektuch. Dieses reichte fast bis zum Rocksaum, hatte ein breites, dunkelrotes eingewebenes «Bort» (Bordure) und wurde mit einer Schmucknadel zusammengehalten. Die geblümte Seidenschürze, weiße Strümpfe mit schönen «Löchlimustern» und Halbschuhe vervollständigten die Tracht (Berner Aargau).

Werktags trug unsere Großmutter das weißleinene gestärkte Hemd mit den halblangen, weiten, sorgfältig geglätteten Ärmeln. Dazu eine schwarze «Jupe-Brust», oft auch ein geklöppeltes Filet, eine schwarze Jupe und eine farbige, gestreifte Leinenschürze aus ihrem

selbst gepflanzten und selbst gesponnenen Flachs oder Leinen. Ihre zwei schönen langen Zöpfe trug sie wie eine Acht um einen eingesteckten Kamm geschlungen. Ich kann kein Anker-Bild betrachten, ohne mich mit Freuden meiner Großmutter zu erinnern.

Auch der Kutscher Philipp sah stattlich aus in seiner schönsten blauen Burgunderbluse (Überhömmli) nach der damaligen Sitte der Fuhrleute, den «zwilligen» Hosen und der schwarzen Zipfelmütze. Also, wie gesagt, mit ihm durfte die Großmutter zufrieden sein, aber ebenso mit dem vertrauten Pferd, unserem «Bourbaki» ...

Die Grenzbesetzung 1870-71

Wie nun war das Pferd mit diesem seltsamen Namen auf unseren Hof gelangt? Das muß ich doch noch erzählen.

Es war also zur Zeit des deutsch-französischen Krieges von 1870-71. Je mehr sich damals die Kriegshandlungen der Schweizergrenze näherten, umso mehr wurden die Bewohner jener Grenzgebiete beunruhigt. Als dann die Mobilmachung von Truppen angeordnet und die ersten derselben im Pruntruterzipfel zum Schutze der Grenze eingetroffen waren, da wurde richtig aufgeatmet. Aber an das Kriegsgeschehen wurde man stets gemahnt durch die Kanonaden, die besonders von der belagerten Festung Belfort herüberdröhnten.

Gefährlich für unser Land gestaltete sich die Lage besonders im Januar 1871, als die Bourbakiarmee von den Deutschen immer mehr südwärts gedrängt wurde und deshalb ein zweites, viel größeres Aufgebot von unseren Truppen erforderte. Wie froh über diese waren unsere welschen Miteidgenossen! Auch in La Chaux-de-Fonds, wo mein Vater gerade seine dreijährige Lehrzeit absolvierte, war alles in heller Aufregung. Als dort dann auch Aargauertruppen einrückten, hatte der gestrenge Lehrmeister doch soviel Verständnis und ließ seinen Lehrbuben springen, der nun manchen Bekannten, ja sogar den eigenen Schwager begrüßen durfte. Das war eine Freude, aber nahe der Freude war auch viel Schweres.

In großen Märschen durch tiefen Schnee und oft bei zwanzig Grad Kälte lernten auch unsere Soldaten unerhörte Strapazen kennen. Die Bärte und Schnäuze waren oft von Eiszapfen geziert. Und doch, sie waren nicht im Krieg. Wie mochte es wohl um die Kriegsheere bestellt sein?

Das sollten die Grenzbewohner noch reichlich erfahren, denn rasch näherten sich große französische Kontingente verfolgter Truppen unserer Grenze. Würden sie mit Gewalt einzudringen versuchen und unsere Miliz zur Abwehr zwingen oder ließen sie sich entwaffnen und dann den Grenzübergang geordnet vollziehen? Das waren bange und bitterernste Fragen. Gottlob, die Verhandlungen zwischen unserem General Hans Herzog und dem französischen General Clinchant hatten noch rechtzeitig Erfolg. Kaum waren sie abgeschlossen, als in Verrières ein unabsehbarer Strom von französischem Militär über die Grenze zu flutten begann und schnellstens entwaffnet wurde. Die Waffen türmten sich zu Bergen.

Arme Soldaten, arme Pferde

Was mein Vater nun als junger Bursche zu sehen bekam, waren für sein ganzes Leben unvergeßliche Bilder. Ganze Truppenteile waren total von Not und Entbehrungen gezeichnet, völlig erschöpft und krank. Dazu die Uniformen und Schuhe in bedenklichstem Zustand. Viele hatten bloß noch Lumpen um ihre Füße gewickelt und wankten nur so daher. Wie mochte man ihnen jede Pflege und Hilfe gönnen!

Nicht minder beeindruckt war mein Vater vom Elend der Pferde. Viele hatten einander in ihrem Hunger die Mähnen und Schweife kahlgefressen. Oft vermochten sechs bis acht Pferde kaum ein Geschütz oder Fourgon zu ziehen, so elend und kraftlos waren sie.

Diese Berichte hatten daheim alle tief berührt, und als dann später solche Pferde per Bahn nach Aarau gelangten und dort versteigert wurden, kaufte auch mein Großvater eines. Nun ging es heimzu. Das Pferd wurde hinten an der Chaise angebunden. Und man legte die ganze Strecke im Schritt zurück, um es zu schonen. Den «Habersack» hatte man nicht vergessen. Noch schien es ihm freilich nicht zu schmecken.

Aber zu Hause zeigte es sich bald, daß das Pferd sich von seinen Kriegstrapazien erholte und die gute Pflege sich lohnte. Ein armes Tier, dem man alle Rippen zählen konnte und dem auch Mähne und Schweif fehlten, hatte man in den Stall gestellt, und siehe da, welch ein stolzer Rappe war daraus geworden! Ja, unserem «Bourbaki» und dem getreuen Philipp durfte sich unsere Großmutter füglich anvertrauen.